

# Grundriss einer Grammatik für die deutsche Schweizersprache.

Autor(en): **Rapp, M.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die deutschen Mundarten : Monatschrift für Dichtung, Forschung  
und Kritik**

Band (Jahr): **2 (1855)**

PDF erstellt am: **22.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-177561>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

## Grundriss einer Grammatik für die deutsche Schweizersprache

v o n

M. R a p p.

Vorwort.

Verehrter Herr!

Sie haben in Ihre geschätzte Zeitschrift, hoffentlich zu einiger Ergötzung Ihrer Leser, einige schwäbische Poesien von Jovialis aufgenommen; dieses macht mir den Muth, Ihnen eine ähnliche Arbeit desselben Uebersetzers vorzulegen, welche, ebenfalls schon vor vielen Jahren entstanden, für den Bearbeiter jedenfalls eine Empfehlung zur Nachsicht in Anspruch nimmt. Er hat hier gewagt, in einer Mundart zu schreiben oder in sie zu übersetzen, die nicht seine Muttersprache ist, die er aber von Jugend auf zu hören manchfache Gelegenheit hatte und die ihn wegen ihres historischen Interesses jederzeit vielfach beschäftigt hat. Er versuchte nämlich, für die dem mittelalterlichen Mittelhochdeutsch oder Altschwäbisch noch so nah verwandte heutige Schweizersprache eine Form zu finden, welche der ganz localen Zersplitterung gegenüber ein generelles Schweizerisch darstellen sollte, und für mich als Grammatiker hat der Versuch Interesse genug, um ihm einige nähere Aufmerksamkeit zu widmen. Für einen solchen Versuch war ohne Zweifel der Schiller'sche Wilhelm Tell das passendste Paradigma oder vielmehr, wenn wir den Wilhelm Tell nicht hätten, so wäre er gar nie auf den Gedanken gekommen, ein solches Experiment sich vorzusetzen. Indem ich Ihnen nun Bruchstücke dieser Uebersetzung anzubieten im Begriffe bin, erlaube ich mir, für diessmal die grammatische Grundlage des Ganzen speciell ins Auge zu fassen und zu beleuchten, und dazu sollen die folgenden Blätter bestimmt sein. Der Uebersetzer hat seine Arbeit selbst mit einer kleinen Vorrede begonnen, welche uns hier zum Ausgangspunkt dienen soll und die wir darum ganz einschalten.

---

„Wir haben eine Schweiz und haben Schweizer; warum haben wir keine schweizische Sprache? Schon das Wort fehlt uns eigentlich. Das etwas weit angelegte deutsche Reich konnte seine extremsten Bestandtheile nicht concentrisch festhalten und sie fielen nach verschiedenen Seiten aus sei-

nem Organismus heraus. Die nämlichen Gründe, welche das deutsche Gemein-Interesse gelockert hatten, haben einerseits die niederländischen Provinzen, anderseits die Schweizer-Cantone selbständig gemacht und dem Ganzen entfremdet, und beides geschah ungefähr um dieselbe Zeit. Der Sprache nach aber gehörten die Niederländer der nördlichen, das heisst sächsischen, die Schweizer der südlichen oder fränkischen Hälfte der Nation an. Die fränkische Sprache eines Otfrid aus dem neunten Jahrhundert ist der Mutterboden, aus welchem die Schweizersprache direct abgeleitet werden muss; die übrigen Frankenländer haben in späterer Zeit sächsischen Einfluss empfangen, dagegen die sächsischen umgekehrt und früher fränkischen, und selbst die holländische Sprache, die sich endlich auch in der Schrift von der Einheit des Reichs isolierte, war zur Zeit ihrer Losreissung längst und stark durch fränkische Elemente tingiert. Sie ist also keineswegs eine so unvermischt sächsische Sprache wie die schweizerische eine unvermischt fränkische ist. Sie steht aber zu dem in Norddeutschland noch lebenden Niedersächsisch oder Plattdeutsch ungefähr in dem Verhältniss, wie die Schweizersprache zu den süddeutschen Mundarten. Warum hat nun der Holländer eine Schriftsprache und der Schweizer keine? Der Gründe sind mehrere. Einmal, die Niederländer fühlten sich früh als Ganzes, weil sie in dem Flachland sich innerlich näher standen, und sie fühlten sich auch darum mehr, weil sie als ein See- und Handelsvolk, gleich Portugal, sich früh bereicherten und civilisierten, demgemäss das deutsche Binnenland hinter sich zurückliessen und anfangen, ihre Localmundart selbständig zu polieren und zu subtilisieren. Auch die Schweizer fühlten sich stark im Innern, waren aber von einander durch Gebirge abgeschlossen; kein äusserlich einigendes Element wie das nördliche Meer hielt sie zusammen, höchstens die nöthige Gemeinsamkeit der Interessen gegen feindlichen Anfall von aussen; in allem andern isolierte sich jedes Thal, jede Landschaft. Da sie zwar die Basis der Grundsprache gemein hatten, blieb auch die Localsprache in einer festen Analogie; aber kein Punct des Landes wurde wirkliches Centrum; von keiner Stelle aus wurde der Localdialect durch Präponderanz ein Medium der Einheit. Dazu waren die ältesten Schweizer im Beginn ihrer constituirten Republiken im Ganzen ein armes Hirtenvolk von zu wenig literarischem Bedürfniss, als dass man früh ein literarisches Medium hätte vermissen sollen. Es kommt noch ein drittes Moment hinzu. Die mittelalterlich deutsche Schriftsprache war ja vorzugsweise aus dem Südwesten des Reichs hervorgegangen; das jetzt sogenannte Mittelhochdeutsch war beinahe Schweizerdialect

und konnte darum eine Lostrennung von ihm Niemanden einfallen. Erst als unser jetziges „Neuhochdeutsch“ sich bildete, musste der Schweizer durch die fremden sächsischen Elemente sich ausgestossen fühlen, aber damals war es zu spät, eine Schriftsprache zu machen. Ein letzter Punkt wirkte noch nebenher. Die nächst gelegenen romanischen Länder waren durch politische Interessen dem Schweizerbunde zugeneigt und verwickelten sich mit seinem Gemeinwesen; die französische Bildung war an Urbanität der germanischen überlegen, und die feinere Schweizer Gesellschaft gewöhnte sich endlich, mit dem Volk in der Localmundart, unter sich aber in französischen Formen zu verkehren, und dieser Zustand dauert in der Hauptsache in der Schweiz, namentlich in ihrer westlichen Hälfte, bis auf den heutigen Tag.“

„Nun kann man die Frage stellen, war es ein Glück für Holland, dass es eine eigene Schriftsprache entwickelte, und war es ein Unglück für die Schweizer, dass sie keine bekamen? Die Sache hat ihre zwei Seiten und beidemal lässt sich mit ja und mit nein antworten. In den Niederlanden drängte auch die französische Bildung vom Süden her und die flämischen Länder kamen in eine gleiche Abhängigkeit wie die westlichen Schweizer. Aber das protestantische Holland riss sich vom romanischen Zwange heroisch los und fühlte sich als eine zwar germanische, aber zwischen England und Deutschland gestellte, in sich isolierte und kleine Nationalität. Die geistige, literarische und artistische Bildung hat sich auf dem Gebiete der antiken Philologie und auf dem der Malerei stolze Lorbeeren gesammelt; auf dem Felde der Poesie erwies sich aber bald, dass die Sprache in ihrem engen Localcharacter keines wirklich poetischen Aufschwungs fähig war; der Protestantismus förderte geistlose Erbaulichkeit zu Tage und die weltliche Poesie gerieth bald in sclavische Nachbeterei des französischen Theaters. In der That hat Holland keinen wahren Dichter hervorgebracht, und es ist jetzt ein Glück für das Land, dass die neupatriotischen Flämingen der Mundart eine junge poetische Ader zuführen, die in dem einseitigen Protestantismus völlig versiegt war. Ganz anders in der Schweiz. Nachdem der Gesang des Mittelalters verstummt war, wurde die neudeutsche Sprache wenigstens für den Geschäftsverkehr eingeführt, aber in ihr zu singen war die einheimische Muse doch Jahrhunderte lang verlegen. Es bedurfte dazu in der That einer Selbstentsagung; der Sohn der Schweiz, dem seine Localmundart von der Gemeinsprache so fern abstand, musste sich der neuen protestantisch deutschen Sprechart fast wie ein Adoptivkind in die Arme werfen und die Sprache

aus Büchern als eine zweite Muttersprache in sich aufnehmen. So wurde der geniale Berner Haller ein Mitgründer unserer nationalen Poesie; so dichtete in Zürich Gessner in einer Sprache, die er völlig wie ein Ausländer sich angeeignet hatte, correct und fein, aber nur nach romanischen Kunstbegriffen; der Graubünder Salis machte als Elegiker einige Zeit Aufsehen bei den Deutschen und ist jetzt vergessen; ich wollte, er hätte graubündisch-romanisch gedichtet, so würden wir ihn heute noch studieren. Johannes Müller endlich, der Historiker, war stolz darauf, in seinen nach der Antike gebildeten hochdeutschen Styl helvetische Archaismen einfließen zu lassen. Spätere haben sich in fortschreitender Bildung die deutsche Schriftsprache allerdings vollständig zu ihrem Eigenthum gemacht und der deutsche Schweizer ist jetzt als Schriftsteller jedem deutschen ebenbürtig. Aber doch ist das Factum schwerlich zu leugnen, das Originellste, was uns die Schweizer-Poesie in neuern Zeiten geschenkt hat, ist doch wieder auf den einheimischen Localdialect zurückgegangen. Dahin rechne ich vor allen Dingen die Basler Idylle von Hebel, der unbestritten der erste und classische Idylliker der Deutschen ist. An ihn lehnt sich der Züricher Usteri in der versificierten Novelle, und anderseits kann man als geistes- und stammverwandt das mimische Drama des Strassburgers Arnold herbeiziehen. Denn der Elsässer gehört von Anfang diesem alemannischen Stamme an, für welchen schon Otfrid gedichtet hatte, und ist nur später als der Schweizer vom deutschen Reich losgerissen und in die französische Abhängigkeit getrieben worden. Alle diese Dichter dichteten in einer völlig individuellen und localen Mundart; an eine schweizerische Schriftsprache machte keiner den mindesten Anspruch; sie wussten im Gegentheil recht gut, dass ihr Contrast gegen die bestehende Schriftsprache der wirksamste Reiz ihrer Poesie war. Und so entstand unter uns eine Dialectsliteratur, wie sie längst in Italien, auch in einigen Theilen des deutschen Vaterlandes schon vor ihnen geblüht hatte. Auf die genannten Männer gestützt, habe ich nun den Versuch gemacht, den Schiller'schen Wilhelm Tell in eine gemeinschweizerische Mundart zu übertragen, das heisst, ich habe mir das theoretische Vergnügen gemacht, die deutsche Schweizersprache als eine bestehende Schriftsprache zu fingieren und in solcher zu schreiben.“

„Die Frage cui bono? was ist der practische Zweck? seh' ich schon im Hintergrund. Ich beantworte sie eben so kurz durch den Satz: Für mich als Theoretiker ist schlechterdings nur das Theoretische practisch, und was sich sonst practisch nennen mag, eine unpractische Rücksicht.



Ich ergötzte mich an der Aufgabe: Wie hätte die schweizische Sprache ungefähr ausgesehen, wenn sie sich gebildet hätte? und beantwortete mir meine Frage durch diesen Versuch. Dass die Schweizer in der Literatur einen Theil des deutschen Volkes ausmachen, ist für sie und für uns ein Glück, wie es für die Holländer ein Unglück ist, dass sie es nicht thun. Aber neben diesem ausschliesslich practischen Vortheil hat der theoretische auch seine practische Seite. Wenn es mir nämlich gelungen wäre, ein Specimen zu liefern, an dem sich das Ohr sämmtlicher deutschen Schweizer als an einer Wahrheit ergötzen könnte, wenn sie sich sagten, das verstehen wir alle, und das schöne deutsche Gedicht ist uns in dieser Form um einen Schritt näher gebracht und heimischer geworden, dann wäre doch etwas damit gewonnen. Auch dem deutschen und weitem Ausländer könnte es nur förderlich sein, die Eigenthümlichkeiten der Schweizermundart in einem Monument concentrirt anzuschauen, falls ich die Aufgabe wirklich zu leisten vermochte. Auf diese Probe also wird es ankommen, ob es der Mühe werth war, den Versuch zu machen. Keine neue Geschäftssprache wollte ich den Schweizern vorschlagen, denn das lässt sich nicht einführen wie ein Münzfuss, und wäre, wie gesagt ist, für Niemanden ein Vortheil; aber eine neue Form des Kunstgenusses ist es, um den es einzig sich handeln könnte.“

„Ich habe viel und lang genug in der Schweiz gereist und gelebt, um die Schwierigkeit der Aufgabe einerseits und sodann den Character dieser Mundart hinlänglich zu kennen und zu würdigen. Dessen ungeachtet ist die Aufgabe durch einen so vielfachen Stoff bedingt und meine persönliche Kenntniss der Sache noch viel zu mangelhaft, als dass ich es hätte wagen können, bloss von ihr aus und ohne literarische Hilfsmittel einen solchen Versuch zu machen. Ich habe daher vor allen Dingen die genannten Dichter, zumal Hebel und Usteri, als meine ersten Quellen zu Grund gelegt, dann aber als Mittelpunkt des Ganzen die Grammatik von Stalder, sowie seine Parabel vom verlorne Sohn in sämmtlichen Localmundarten der Schweiz, deren er von deutscher Seite zweiundvierzig beibringt. Endlich in dritter Reihe wurden auch die Wörterbücher von Stalder, Tobler und Schmeller zu Rathe gezogen.“

„Ich bin schon vor meiner Arbeit und noch mehr während derselben in der Ueberzeugung fest geworden, dass die Natur nichts verabsäumt hat, um den Schweizern ein eigenes und zwar gemeinsames Idiom anzubieten. Diese Mundart steht sämmtlichen süddeutschen eben so individuell entgegen, als je die holländische Sprache den benachbarten plattdeutschen

Dialecten. Im Verhältniss zur deutschen Schriftsprache tritt allerdings die nähere Verwandtschaft zu Tage, insofern der Holländer auf seiner sächsischen Basis durch die Stufe der sogenannten Lautverschiebung von dem fränkischen Idiom sich abscheidet, auf welcher die hochdeutsche und schweizische Sprache sich begegnen. Allein der Holländer hat mit dem Plattdeutschen durch fränkischen Einfluss eine wesentliche Lautreihe (den Dentalaspirat und Dentalspiranten) eingebüsst, welche der Engländer noch besitzt, und anderseits hat der Schweizer sich seinerseits auf dem Gutturalgebiet in der Weise vom Hochdeutschen losgemacht, dass er hier in der That auf der Stufe einer parziellen Lautverschiebung angekommen ist. An der Schweizersprache ist nicht alles, wie man glaubt, „mittelhochdeutsch“, einiges geht in's „Althochdeutsch“ hinauf, anderes ist eben local schweizisch, nicht nur in der Flexion der Adjectiva, Substantiva und Pronomina, auch des Verbums; selbst in der Lautbildung hat, wie gesagt, der Guttural eine ganz individuelle Entwicklung genommen, die dem Hochdeutschen widerspricht; er hat eine Aspirata, die in diesem Sinne dem Deutschen fehlt, und ist auf der andern Seite bei dem Reingehalt der sogenannten Media dieses Gebietes verharret, während sämtliche Deutschen sich hier einer sächsischen Aspirazion zuneigen, welche doch erst im Holländischen consequent durchgedrungen ist. (Z. B. das deutsche Wort Krieg lautet schweizisch, nach dem Laut geschrieben, chriok, während es hochdeutsch, nach dem Laut geschrieben, krîch und im Holländischen kraich lautet; diess nenne ich eine parzielle Lautverschiebung, auf der der Schweizer einerseits, der Hochdeutsche mit dem Holländer auf der andern Seite stehen.)“

„Ich denke mich nicht auf ein näheres grammatisches Detail einzulassen und bemerke nur noch, dass ein solcher Versuch nur durch genaue Kenntniss der historischen Quellen des Dialects, d. h. der Sprache des deutschen Mittelalters, möglich wird; denn auf der Sprache des Mittelalters muss alles begründet werden, was hier als eine grammatische Möglichkeit auftritt. Ich habe daher in allen Zweifelsfällen auf die Grimm'sche Grammatik, und nächst ihr auf die Wörterbücher von Wackernagel und Ziemann recurriert, die ich als meine Autoritäten voraussetze. Ich will nicht untersuchen, ob diese Arbeit ein einheimischer Schweizer zuerst besser gemacht hätte; das aber weiss ich gewiss, dass ein einheimischer Schweizer, der sämtliche Mundarten seines Vaterlandes durch eigene Anschauung konnte, und der zugleich die nöthigen historischen

Kenntnisse besässe, die Aufgabe jetzt noch einmal und besser lösen könnte, als es mir mit beschränkten Mitteln möglich gewesen ist.“

---

So weit reicht die theoretische Einleitung unseres Uebersetzers, und nun möge man dem Grammatiker wieder das Wort gönnen, welchem unser Vorgänger leider die härtesten Nüsse aufzubeissen überlassen hat. Eine vollständige Grammatik des problematischen Idioms zu liefern, wird man uns nicht zumuthen; auch wir müssen uns auf die Grundzüge beschränken, welche dem Uebersetzer als leitende Gedanken vorgeschwebt haben. Es handelt sich bloss darum, das Generelle, allen Schweizern Sprachgemeinsame zusammenzustellen und das der deutschen Schriftsprache Entgegenstehende bemerklich zu machen. Der ganze Versuch hat einige Aehnlichkeit mit dem der heutigen Griechen, welche sich bemühen, ihre verdorbenen Localmundarten durch das Altgriechische wieder zur gebildeten Schriftsprache zu erheben, noch mehr aber mit dem Bestreben der süd-slawischen Völker, welche zum Theil erst in unserm Jahrhundert angefangen haben, ihre in der Poesie traditionell lebenden Sprachen mit Rücksicht auf den gemeinsamen altslawischen Ursprung schriftlich zu fixieren.

---

Wer einen nicht schriftmässigen Dialect zu schreiben unternimmt, findet sich immer in der Verlegenheit, dass er nach verschiedenen Seiten hingezogen wird. Die nächstgelegene Schriftsprache, hier das Hochdeutsche, macht die nächsten Ansprüche. Kommt eine Abweichung, die historischen Grund hat, so drängt sich die altdeutsche Form vor, und kommen wieder ganz locale Gewöhnungen, so wollen diese auch zu ihrem Rechte gelangen. So ist man immerfort nach drei Seiten abhängig und kann nur dahin bestrebt sein, eine richtige Mitte, ein gewisses Gleichgewicht zu halten. Die Schweizer sind in der Schreibung ihrer Mundart meistens zu schüchtern gewesen, indem sie bald das neue, bald das alte Deutsch verhindert, ihre individuellen Eigenthümlichkeiten zu erkennen. Der Mensch macht sich nur schwer los von dem, was seine Augen von Jugend auf gesehen haben; er ist ein nachahmendes Thier und lernt namentlich viel hartnäckiger mit den Augen als mit den Ohren. Diess ist das Haupthinderniss in der Einsicht des wahren Bestandes, um den es sich hier handelt. Wir müssen aber unsre grammatische Uebersicht mit einer kleinen Lautlehre beginnen, denn zur Formenlehre brauchen wir Beispiele, welche die Leute voraussetzen. Wir beginnen daher so:



## Q u a n t i t ä t.

Das radical Characteristische ist, dass die Schweizersprache einen Rest der mittelalterlichen Quantität an sich hat, die das Hochdeutsche in seiner gebildeten Form verschmährt. Die alte, rein kurze, nicht geschärfte, Silbe lautet da, wo sie im Inlaut auftritt, noch heute kurz, und da nach heutiger Schriftgewöhnung diese Kürze von der Schärfung nicht mehr zu unterscheiden ist, verlangt die Schrift schlechterdings Geminazion. In einigen Fällen kann die Schweizersprache allerdings noch einen Unterschied zwischen Kürze und Schärfung angeben, nämlich bei den Aspiraten. Die Sprache spricht Wörter wie *hǎfo* (Topf), *hǎso* (Hasen) noch mit reiner Kürze, was also, in unser heutiges Schriftsystem übersetzt, *haffo*, *hasso* geschrieben werden muss. Davon unterscheidet nun die Volkssprache vieler Gegenden (z. B. auch noch im schwäbischen Schwarzwald) den Fall, wo der Aspirat aus alter Posizion hervorgeht. Nämlich Fälle wie *shaffo* (schaffen), *fasso* (fassen), *wassor* (Wasser) werden auf eine unsrer Schriftsprache völlig unbekannte Art und so gesprochen, dass die Stimme auf dem Aspirat eine geraume Zeit verweilt, so dass man etwa *schafffo*, *fassso*, *wasssor* mit dreifachem Consonant zu schreiben versucht ist, oder, historisch betrachtet, so dass man die alte Posizion *schap-fo*, *fat-so*, *wat-sor* noch heraus zu hören glaubt und diese nachklingt. Die Sprache unterscheidet also das historisch aus *haso* entspringende *hasso* von diesem *fasso*, da jenes auf sächsischem *has*, dieses auf *fat* beruht; aber die heutige Schrift kann beide nicht mehr trennen. Schwieriger ist mir, zu sagen, ob auf dem Gutturalgebiet das alte *laxxo* (aus *hlahhan*, lachen) sich ebenso im Laut unterscheidet von *maxxo* oder *maxxho* (das aus *makjan*, machen, stammt); jedenfalls ist aber diese Unterscheidung auf die Fälle des Aspirats beschränkt und alles Andere, z. B. die Unterscheidung von *shatto*, Schatten, und *shaddo*, Schaden, ist in dieser Mundart eine mehr imaginäre, als dass in der Erscheinung eine bedeutende Differenz zu Tage käme. Die Schweizerschreiber sind in diesen Dingen durch ihre Mundart und die hergebrachte Schriftgewöhnung so befangen, dass ihnen die Differenz von der hochdeutschen Betonung nicht zum klaren Bewusstsein kommt. Stalder bemerkte dieselbe wohl in einzelnen Wörtern, was auch schon vor ihm geschehen war, dass z. B. das hochdeutsche liegen mit seinem langen i seiner Mundart widerspricht, und er schreibt nun statt dessen *liggo*, eben so für legen *leggo*. Kein Mensch begreift aber, warum man in ganz analogen Fällen z. B. das schweizische sagen und tragen nicht ebenso soll *säggo* und *dräggo*

schreiben, da die Quantität vollkommen dieselbe ist. Er bemerkte die Ausnahme und übersah das Sprachgesetz. Die Holländer waren in solchen Dingen gar nicht so ängstlich und schrieben, wie sie sprachen, *zeggen*. Dagegen in der Auslautsilbe gilt die mittelalterliche Quantität hier nicht mehr, sondern entschiedene Dehnung; es heisst *dâg*, *dôr* statt des alten *tac*, *tor*, einzelne Partikeln wie *wäg*, *flugs* abgerechnet, nicht so entschieden aber in *ab*, das eher im Hochdeutschen geschärft wird. Eine weitere Ausnahme machen die liquiden Laute *l* und *r*, die auch hier Schärfung lieben; so ist die Kürze in *woll*, *fill*, *spill* (Spiel), *werr* (Wehr) und ähnlichen ziemlich allgemein durchgedrungen.

#### Vocallängen.

Was dem Deutschen an der Mundart wohl zuerst in's Ohr fällt, ist die Differenz der Vocalisazion, und da wir hier nicht streng wissenschaftlich vorschreiten, können wir damit beginnen. Die Vocalisazion nach ihrer Qualität ist bei Stalder noch ziemlich mangelhaft und dilettantisch, viel gründlicher und feiner bei Tobler aufgefasst; er zuerst bemerkte in seiner Schweizermundart Vocallaute, die dem Hochdeutschen völlig abgehen. (Nur gegen seine bald langen, bald kurzen Diphthonge (!) *uo*, *üo*, *io* muss ich protestieren.) Die schweizische Vocalisazion ist im Ganzen die mittelhochdeutsche; zu den sieben Altlängen ist zu bemerken:

1) das lange *a* hat eine Declinazion gegen *o*, den bekannten Mittellaut. Diese Differenz, welche altlanges *a* gegen *o* neigt, kurzes und neulanges aber rein spricht, so dass die quantitatische Differenz in eine qualitatische umschlägt, ist bekanntlich in Schwaben consequent durchgedrungen, in der Schweiz dagegen, wo ja zum grossen Theil die Quantität noch besteht, konnte sie nie so durchgreifend werden; Stalder stellt sie zwar (S. 12 der Grammatik) als bestehend dar, sagt aber dazu, die alterthümlichsten Mundarten, namentlich im Wallis, sprechen das altlange *a* noch völlig rein, und gewiss ist, dass in einem sehr grossen Theil der Schweiz, z. B. in Zürich, Unterwalden, Rheinthal u. s. w. das kurze und neulange *a* nach bairischer Art ebenfalls unrein gesprochen wird. Man kann also theoretisch nicht anders als den reinen *a*-Laut als ältesten allgemein anerkennen.

2) das alte *ei* gilt grösstentheils noch in seiner mittelalterlichen Gestalt als der gebildete Laut, den wir theoretisch streng genommen *oi* zeichnen mussten, da wir den tonlosen Vocal durch *o* ausdrücken; allein *oi* bezeichnet practisch einen andern Diphthong, der hier nicht vorkommt; das *ei* klingt also nicht dem hochdeutschen *ei* = *ai* gleich, obwohl die

Localmundarten hier fast alle die Differenzen wiederbringen, die man im übrigen Deutschland zu hören bekommt; denn das Bernische *breit* lautet in Zürich wie im Hochdeutschen *brait*, anderwärts *brât*, *bræt*, *brêt* und *broat*. Die altlangen ê bleiben rein und fallen nicht, wie bei vielen Deutschen, in's ä, z. B. *rêx* oder *rê*, Reh, *êr*, Ehre, *sêl*, Seele, u. s. w.

3) das alte iu, das schon im dreizehnten Jahrhundert in langes û zusammenfließt, lautet noch so, und die Classe der ie, die sich daraus abscheidet, müssen wir hier durch io bezeichnen, um den Diphthong festzuhalten, der dem Deutschen sonst blosses î würde; also *dûr* (theuer) und *liob* (lieb). Die Verderbniss des ü in's i kommt hier strichweise wie in ganz Süd- und Mitteldeutschland vor. Zu merken ist nur, dass der Schweizer einige der alten iu, der Schriftsprache und selbst der des dreizehnten Jahrhunderts widersprechend, nicht in's io, sondern in's û hat fortrücken lassen, was zwar im Nomen seltener ist, wie *dûf* (tief), *χnû* (Knie), aber wichtig wird, weil eine ganze Conjugazion, die starke hochdeutsche mit dem Vocal ie, hier nicht nur, wie in der alten Sprache, das Präsens, sondern auch den Infinitiv in û bildet; es heisst daher *shûbo*, schieben, *drûfo*, triefen, *bûto*, bieten, *sûdo*, sieden, *fodrûso*, verdriessen, *gûso*, giessen, *ginûso*, geniessen, *shûso*, schiessen, *flûso*, fließen, *forlûro*, verlieren, *frûro*, frieren, *bûgo*, biegen, *lûgo* neben altem *liegen*, lügen, *bidrûgo*, betriegen, *χrûxo*, kriechen, *zûxo*, ziehen, und so durch alle gebräuchlichen Verba dieser Conjugazion. In diesem Punct stimmt die Schweizersprache zur scandischen, zunächst zum dänisch-norwegischen Dialect, welcher ebenfalls sagt: *dûr*, theuer, *dûb*, tief, *bûde*, bieten, *nûde*, geniessen, *lûve*, lügen, u. s. w.

4) Das alte î hält die ursprüngliche Reinheit durchaus fest und es kommen nur geringe Ausnahmen beim auslautenden Vocal in einzelnen Districten vor; inlautend sagt jeder Schweizer *is*, Eis, gemäss dem Gothischen, sowie allen altsächsischen und altfränkischen Dialecten, unter den lebenden Sprachen dem ganzen scandischen Norden, dem Elsässer Dialect und dem Plattdeutschen. Englisch, holländisch und hochdeutsch gilt ai, in einzelnen deutschen Provinzen ei.

5) das alte ou gilt, wie das parallele ei, für die alte richtige Form, *loub*, Laub, obwohl die Localdialecte, wie in Deutschland, manchfache Deformitäten zeigen. Der Zürcher spricht, wie der Deutsche, *laub*, andere *lâb*, *lôb*, oder gar den verzwickten griechischen Diphthong *lèub* (oder ist es umlautendes *loüb*?) Der Umlaut dieser Länge ist oü, wie *froüd*, Freude.

6) das alte uo bleibt allenthalben, wie in Süddeutschland: *guot*, gut,

mit dem Umlaut *üo*: *güoti*, Güte. Die altlangen *ô* bleiben rein mit dem Umlaut *œ*: *ôr* (Ohr), *hæro* (hören).

7) das alte *û* ist im Ganzen rein: *hûs*, Haus, gemäss dem Gothischen und den altsächsischen und altfränkischen Dialecten, unter den lebenden Mundarten dem dänisch-norwegischen, plattdeutschen und schottischen Dialect; der Umlaut ist *û*, *hûsor*, Häuser. Doch finden sich Spuren eines Umlauts im Hauptlaut, der zwischen *ö* und *ü* schwebt, also beinahe *hûs*, Haus, das dem Elsässer Dialect, der heutigen isländischen Sprache und der südschwedischen Mundart gemäss ist, wogegen der nördliche Schwede volles *hûs* und der Holländer das daraus diphthongierte *hoüs* hat. (Diphthongisch ohne Umlaut ist diese Länge in zwei Bildungen: ou spricht die englische Sprache, der schwäbische Dialect, der niederrheinische von Köln bis Aachen und sämtliche deutschen Ostseeländer von Mecklenburg bis Littauen mit Einschluss der Mark Brandenburg; hochdeutsches au oder ao dagegen alle bairischen und fränkischen Dialecte, sowie das gesammte deutsche Sachsenland mit Ausschluss der in Obigem enthaltenen Ausnahmen.)

#### V o c a l k ü r z e n .

Wir verstehen darunter die jetzt geschärften oder neugedehten Vocale, wie sie in betonten Silben stehen. Es sind folgende acht: a, ä, e, i, o, ö, u, ü; sie werden durchaus rein, wie im Deutschen, gesprochen; nur dass die gemeine Mundart zuweilen das a gegen *ø*, das ö und ü in e und i bewegt, wie in Süddeutschland; beim e ist hervorzuheben, dass es durch die Schärfung nicht, wie im Hochdeutschen, in ä herabgedrückt wird, sondern seinen reinen Laut festhält.

#### U m l a u t .

Dieser muss besonders besprochen werden, einmal, weil die e-Laute einige Schwierigkeiten machen, und zweitens, weil hier einige Laute vorkommen, welche die hochdeutsche Sprache nicht kennt, was, wie gesagt ist, Tobler mit Recht herausgehoben hat. Das altlange *â* hat, wie ehemals, seinen consequenten Umlaut *æ*, dagegen das altkurze a, auch da, wo es neuverlängert ist, hat seinen organischen Umlaut *é* noch vorwiegend; doch, wie schon im Mittelhochdeutschen, drängen sich mehr und mehr falsche *è* dazwischen, daher eine historische Consequenz nicht durchzuführen ist. Die gothischen i entsprechenden e sind mit äusserst seltenen Ausnahmen durchaus *ä*, wie sie hier geschrieben werden. Die richtige Grenze zwischen e und *ä* zu halten, ist übrigens die grösste Schwierigkeit in der Orthographie unsrer Mundart, und es wird auch unsrem Uebersetzer nicht gelungen sein, überall das rechte Mass zu treffen. Die Abstammung allein entscheidet nicht; gar



häufig ist es nur die Scheideform gegen eine ähnlich klingende; z. B. *fattor* (Vater) bildet seinen Plural allgemein *fättor*, weil das historisch richtige *fettor* einen andern Begriff (Vetter) ausdrückt, und so in vielen Fällen. Der schwierigere Punct aber ist der zweite. Unter den Umlautslauten hat, wie gesagt, ü seinen reinen hochdeutschen oder französischen Laut, die beiden ä und ö aber haben ausser ihrem hochdeutschen Laut noch einen zweiten, den unsre Sprache nicht kennt. Jeder, der englisch gelernt hat, weiss, dass das englische geschärfte a in Wörtern wie *at, have, back, man* einen andern Ton angiebt als das geschärfte e in *met, get, less, men*; jener erste ist der genaue schweizerische Laut des Zeichens ä und zwar sowohl in der Dehnung, als Schärfung, z. B. *hätti* (hätte), *säxs* (sechs), *shwær* (schwer); er wird auch in romanischen Wörtern, namentlich in Nasalsilben, verwendet, wie *presidänt* (Präsident), welches sich ganz der französischen Aussprache nähert. Dazu ist noch zu merken für's erste: die gemeine Sprache lässt dieses breite englische ä selbst bis ins reine a vortreten (wie auch in Obersachsen geschieht), und diess ist namentlich in denjenigen Gegenden der Fall, welche das a gegen o neigen (wie in Zürich, übereinstimmend mit vielen deutschen Dialecten in Baiern, Franken und Sachsen); sodann aber behauptet Tobler für seinen Appenzeller Dialect, der Schweizer unterscheide das breite englische ä vom hochdeutschen oder dem è der Franzosen, so dass beide Laute, wie im Englischen, neben einander beständen. So unterscheidet er appenzellisches *sèggo*, sägen, von *säggo*, sagen, sagt aber selbst, das erstere werde in andern Cantonen *saggo* gesprochen. Diese Feinheit hab' ich nicht beobachtet; ich habe nur das breite englische ä und kein deutsches gehört und kann mich auf diese Subtilität nicht einlassen, weil ich keinen historischen Grund dafür sehe. Was aber nun das ö betrifft, so hat es ausser seinem gewöhnlichen deutschen und französischen Laut noch einen zweiten tiefern, der im englischen *Sir*, im französischen *leur* auch vorkommt und den das Plattdeutsche, Holländische und alle scandischen Dialecte sehr wohl kennen, obwohl er selten besonders bezeichnet wird, der aber uns Hochdeutschen fremdartig klingt. Der Laut nähert sich unserm ä; Tobler führt das Verbum *döro*, dürfen, an aus altem *turran*, die Geschichte wiese also auf kurzes u und o; meine Beobachtung reicht nur so weit, dass der Schweizer diesen Laut am liebsten vor Nasalen verwendet, und man spricht also mit ihm *fæn* (Südwind), *hæn* (böse), *shæn* (schön) und ebenso geschärft *χönno* (können) u. s. w., was dem Deutschen um so fremdartiger klingt, als er vielmehr geneigt ist, den Vocal vor dem N durch Einfluss des Rhinecismus zu erhöhen, als ihn, wie hier, zu erniedrigen. Wir können aber in der Schrift keine Differenz einführen, da kein sicheres historisches Criterium vorliegt.